

Lernen in der Natur - Die wilde Natur als Erfahrungsraum und Lernort

von Geseko von Lüpke

Zunächst einmal: Alles Lernen hat in der Natur begonnen. Dass wir heute hier sind und die lebenden Nachfahren unserer Vorfahren sind, beruht auf dem Überleben dieser unserer Vorfahren – und ihrem Lernen von der Natur. Sie wussten von den Tieren, vom Wetter, vom Nahrungssuchen, sie wussten von essbaren Pflanzen, von Heilpflanzen, sie wussten vom Wetter, sie wussten von der Suche nach Wasser, sie wussten von Schutzbauten, um sich vor dem Wetter zu schützen, sie gaben im Geschichten erzählen, in Story Telling alles weiter, was es an kulturellen Traditionen brauchte: das Handwerk des Waffenbaus, des Fallenstellens, des Jagens und Sammelns, der Bearbeitung von Fellen, den Umgang mit dem Gerben von Fellen, das Anfertigen von Schneidewerkzeugen, die Kunst der Herstellung von Fäden und Schnüren, das Handwerk des Nähens. Es war wahrscheinlich mehr, als es in das Curriculum einer deutschen Oberschule passt, was von unseren Vorfahren gelernt werden musste, sagt der amerikanische Anthropologe Peter Gray:

Sie müssen enorm viel lernen. Da ist zuallererst die Kunst des Jagens und Sammelns, dass enorm viel Fertigkeiten verlangt, dann die Herstellung von Pfeil und Bogen und aller nötigen Werkzeuge. Diese Kulturen haben ihre eigene Musik und ihre Künste, die gelernt werden. Wenn man mal drüber nachdenkt, erkennt man, dass Kinder in Jäger- und Sammler-Gesellschaften wahrscheinlich mehr zu lernen hatten als die Kinder heute. Damals gab es – anders als heute – keine Spezialisierung, bei der es darum geht irgendwas besonders gut zu können. Also brauchten sie ein Grundwissen über alle Fähigkeiten und Einsichten ihrer Kultur. Jeder musste quasi alles wissen, was für die jeweilige Kultur und das Überleben wichtig und von Wert war.

Und es geschah nicht in Schulen, es geschah nicht mit Hilfe von Lehrbüchern,

von Sprachlabor und Internet, sondern es geschah wo? In der Natur!

Die Natur ist der erste Lernort des Menschen, schön zu beobachten, wenn man mit einem Kleinkind außerhalb des Hauses unterwegs ist. Und das Lernen in der Natur war immer ein Lernen ohne Auftrag und selten mit Prüfung, sondern immer ein Lernen im Tun, ein Lernen im Spiel, ein Lernen im Abgucken und Nachahmen, im Lernen zwischen Versuch und Irrtum. Zu all dem ein wenig später mehr. Doch es scheint wichtig daran zu erinnern, dass die Natur der erste menschliche Lernort war und ist, nicht die Schule mit Ihrem Leistungsdruck und ihren PISA-Tests. Und daran zu erinnern, dass wir einfach nur weit weg sind von dem natürlichen Lernort, dass wir ganz viel vergessen haben von dem, was vor aller Pädagogik steht.

Und auch daran zu erinnern, dass wir mit all unseren Fähigkeiten, welche die Natur uns im Laufe von Millionen von Jahren geschenkt hat, nicht dafür ausgestattet worden sind, in Klassenzimmern auf Stühlen zu sitzen und die Antworten auf rund 20.000 Fragen zu lernen, die uns dann niemand im Leben je wieder fragen wird. Auch nicht, um mit zwei Daumen in wahn-sinnigem Tempo Buchstaben in ein Smartphone einzugeben oder Computermäuse vorsichtig über Mouse-Pads zu schieben und ihnen hin-und wieder auf den Kopf zu drücken.

Wenn ich an Computermäuse denke, erinnere ich an eine Lernwoche bei dem amerikanischen Wildnis Scout Tom Brown jr., der 15 Jahre lang das komplette Naturwissen eines alten Apachen-Lehrmeisters verinnerlicht hatte, ohne dass dieser ihm auch nur eine einzige Frage beantwortet hatte. Lernen bestand in dieser Schule der Natur darin, dass der Lehrer seinerseits an den Schüler Fragen stellte und ihn aufforderte, sich die Antworten auf alle Fragen selbst zu erarbeiten. Er erzählte, dass sein Lehrer, der alte Apache ‚Stalking Wolf‘ mit ihm und seinem Freund eines Tages durch den

Wald gelaufen war, den Blick am Boden und plötzlich sagte: „Im Baum über uns sitzt eine weiße Eule“. Die Jungs schauten hoch und tatsächlich: Da saß eine alte weiße Eule! Und sie fragten den Alten Scout, woher er das wusste, hatte er doch auch nur auf den Boden geschaut! Doch die Antwort blieb aus, statt dessen sagte er zu ihnen: „Geht und fragt die Mäuse!“. Also folgten Wochen der Mäusebeobachtung, bis die beiden Jugendlichen erkannten, wie sich Mäuse verhalten, wenn Eulen in der Nähe sind. Sie konnten begreifen, wie der alte Mann an den Mäusen am Wegrand erkannte, dass eine Eule im Baum sitzen musste. Was sie nicht herausfanden, war, wieso er von der ‚weißen‘ Eule wusste

Bei diesem Tom Brown jr. krabbelten wir auf allen Vieren durch das Gras und suchten zwischen den Grasbüscheln nach verborgenen Mäusestraßen, welche die Eingänge in ein unterirdisches Labyrinth miteinander verbanden. Und staunten immer mehr, als wir begriffen, dass da Straßensysteme, Sackgassen, Schleichwege, Hauptstraßen und Mäuseautobahnen existierten, so komplex wie der Stadtplan einer Menschenstadt. Und wo bei mir das Bild entstand, dass sich die Menschenordnungssysteme sich immer weiter fortsetzen, immer feinere Straßen- und Kommunikationsnetze sich über den gesamten Planeten zogen: Wildniswege von Elefanten und Giraffen, Löwen und Tigern, Rehen und Wildschweinen, Hasen und Mäusen, Ameisenstraßen und Wege von Kakerlaken, Regenwürmern. Diese Erfahrung ist 22 Jahre her und ich erinnere sie wie heute, während vieles, was ich seitdem gelernt habe, schon längst wieder vergessen ist. Warum? Weil ich es selbst erforscht hatte und am Beispiel Natur lernen konnte.

Neulich begleitete ich während einer Recherche über Formen des Lernens einen Tag lang einen kleinen Jungen in einem Waldkindergarten, der mit den Methoden indigenen Lernens arbeitete und ‚Wildniswissen‘ hieß. Und ich konnte beobachten,

wie dieser Junge von 5 Jahren einen weitgehend abgeknabberten, aber in der kühlen Witterung geschlossenen Zapfen fand und wissen wollte, was das wohl sei und wer da wohl dran geknabbert hatte. Und er erhielt als Antwort die Aufforderung, es selbst herauszufinden. Er schaute in ein Bestimmungsbuch und fand nur weit offene Zapfen, die seinem herbstlichen nur wenig ähnelten. Er erhielt lediglich den Vorschlag seiner Kindergärtnerin, den Zapfen einmal an eine Wärmequelle zu legen und zu beobachten, was passiert. Also lernte er mit Hilfe von Erwachsenen, selber ein Feuer aufzuschichten und zu entzünden, seinen Zapfen in die Nähe der Hitze zu legen und ihn geduldig zu beobachten, wie er sich veränderte, öffnete und zu dem wurde, was er im Buch als Fichtenzapfen gesehen hatte. Und so lernte er weiter, den ganzen Tag auf der Spur von Wissen, bis er am Ende herausgefunden hatte, dass es wohl ein Eichhörnchen gewesen war, was diesen Fichtenzapfen gegessen hatte und erkannte, warum im Wald so viele kleine Fichten wuchsen. Ein Wissen, was er wahrscheinlich nie wieder vergessen wird, weil er es selbst erforscht hat. Lernen in der Natur!

Bevor wir weiter in dieses Thema eindringen, ist es vielleicht hilfreich etwas Grundsätzliches zum Lernen zu sagen. Unter den Pädagogen der westlichen, europäischen Kulturgeschichte gibt es seit mehr als 2000 Jahren den Streit, ob der Mensch als ‚weißes Blatt‘ auf die Welt kommt und wie ein leeres Blatt mit Buchstaben beschrieben und gefüllt werden muss und letztlich wie eine Mastgans ist, der man etwas einrichtet, bis sie fett und schlachtreif ist. Oder ob der junge Mensch eigentlich eine Schatzkiste ist, die voller Potentiale ist und die Aufgabe des Lehrers darin besteht möglichst günstige Bedingungen dafür zu schaffen, dass sich diese angelegten Potentiale vollständig entfalten können. Diese unterschiedlichen Ansichten teilte die pädagogische Welt in zwei Lager.

Es gibt in der Geschichte der Pädagogik beinahe in Abwechslungsfolge immer wieder eine positive bzw. negative Einstellung zum Menschen. Wenn man ein mehr pessimistisches Menschenbild hat, dann ist der Mensch von Natur aus weniger gut und man muss eben alles tun, um ihn auf den guten Weg zu bringen. Da herrschen dann eher sehr stark dirigistische Formen vor, weil man ja das Böse unterdrücken will. Während die Menschenbilder, die eine optimistische Auffassung haben, eher davon ausgehen, dass man dem Menschen bei seiner Entwicklung helfen kann, das nämlich das Gute im Menschen entwickelt werden soll. Das impliziert natürlich, dass man der *Eigenaktivität* und der so genannten *Selbststeuerung* und *Selbstbestimmung*, Freiraum gibt. Von solchen Grundüberzeugungen hängen dann letztlich natürlich auch die einzelnen Lernschritte und Unterrichtsschritte ab.

Schon in der Wiege unserer Kultur - bei den alten Griechen vor 2500 Jahren - gab es all die Positionen, um die heute noch auf jedem Lehrerkongress gestritten wird. Platon sprach vom Lehrer wie von einer Hebamme, die das was da ist, ans Licht heben müsse. Und stritt sich heftig mit den Sophisten, die sagten: ich kann den Menschen alles lehren. Das heißt aber auch: ich kann den Menschen zu allem hin erziehen, der Mensch ist eine knetbare Masse.

Platon widersprach und sagte: Nein, das kann ich nicht, denn der Mensch kommt im Grund immer schon mit etwas auf die Welt, der Mensch muss sich aus sich heraus entwickeln. Und Aristoteles würde sagen: der Mensch muss sich zwar auch aus sich heraus entwickeln, aber der Schlüssel zu seinem Leben ist die Zuwendung zur Welt und diese Zuwendung geschieht in der Erfahrung. Erfahrung ist die Grundlage des Lernens. Dieses Hin und Her ums Lernen zieht sich - über den Behaviourismus und die Reformpädagogik - bis in die Gegenwart.

Das alte Lernmodell der Sophisten ist nach über Hundert Jahren Reformpädagogik auf dem Rückzug. An den Unis wird heute eher gelehrt, dass Lernen durch Erfahrungsräume selbst organisiert. Was die Probleme der Gegenwart, die offene Zukunft und die wachsenden Wissensberge von uns verlangen, sagen die Pädagogen, ist die Freiheit für mehr Eigenaktivität, Selbstständigkeit und Individualität, bei der jeder für sich in seiner Zeit die eigene Form des Lernens für sich entdeckt, entwickelt und lebenslang anwendet. Statt dem Nürnberger Trichter, der übergestülpt wird und mechanisches Lernen verlangt, ist von offenen Angeboten die Rede, von gleichberechtigter Begegnung zwischen Lehrer und Lernendem, von Motivation durch Betroffenheit. „Schule als Lebensraum“ heißt es im Sinne emanzipatorischer Reformpädagogik erst einmal, dass Schule keine lebensfremde Insel in der Gesellschaft mehr sein soll. Man will die Welt in die Schule hereinholen, um in der Schule in freieren Formen des exemplarischen Lernens oder des Modellhaften für die Welt und an der Welt zu lernen. „Lernen in der Natur“ ist das noch nicht, denn Natur wird fast nie in die Schule hereingeholt, außer vielleicht in der Form eines Schulgartens, und das ist noch selten genug.

Wichtig mag hier erst mal sein, dass Lernen in der Natur der Tradition der Reformpädagogik und dem erfahrungsorientierten Lernen deutlich näher steht als die konventionelle Pädagogik des Frontalunterrichts und Bewertens und Auswendiglernens. Lassen Sie uns also Kriterien der Reformpädagogik untersuchen und jeweils darauf achten, wie viel Bezug diese Vorstellung des Lernens zum Lernfeld Natur hat.

Vieles weist darauf hin, dass eine Freiheit beim Lernen zu ganz anderen Bildungszielen führt. Auch wenn das alte Weltbild uns immer noch ziemlich fest im Griff hat

„Unsere alte Lernvorstellung ist ganz klar die vom Nicht-Wissen zum Bescheid-Wissen. Möglichst gestuft, möglichst planbar, möglichst vorhersagbar, möglichst messbar in den Ergebnissen“, sagt der Frankfurter Erziehungswissenschaftler Horst Rumpf. „Aber es gibt eine andere Art des Lernens, die heißt sich einlassen auf Unbekanntes, sich Einlassen auf Offenheiten, tasten, probieren, Umwege riskieren, Widerstand spüren, nicht immer nach dem festen Halt greifen, sondern sich etwas trauen, auf dem Weg sein.“ Horst Rumpf hat nicht an die Natur gedacht als er das in einem Interview, das ich mit ihm führte, aussprach. Aber hören sie selber noch einmal, wie sehr es auf das Lernfeld Natur zutrifft: „sich einlassen auf Unbekanntes, sich Einlassen auf Offenheiten, tasten, probieren, Umwege riskieren, Widerstand spüren, nicht immer nach dem festen Halt greifen, sondern sich etwas trauen, auf dem Weg sein.“ Das klingt schon in den Metaphern fast so, als würde er beschreiben, wie ein Kind auf einen Baum klettert.

Das begegnet einem in dem Spannungsfeld Reformpädagogik und ‚Naturlernen‘ immer wieder. Es scheint, als würden da eigentlich immer wieder Settings beschrieben, die idealerweise nicht auf den Klassenraum, sondern auf Lernsettings in der Natur zutreffen – und als wäre in der Reformpädagogik diese Alternative bislang noch nicht wirklich entdeckt worden. Denn ob die Pioniere Pestalozzi hießen, Montessori, oder Steiner, ob sie wie Paul Geheeb, Celestine Freineit oder Peter Petersen immer neue eigene Versuchsschulen gründeten, lassen sich doch alle Ansätze auf drei Grundüberzeugungen zusammenfassen,

„Das was diesen allen gemeinsam ist, ist die Antithese zu dieser Buch-oder Paukschule“, sagt der Pädagoge Heribert Tschammler von der Uni München. Der erste oberste Bereich des Lernens ist der der Spontaneität oder der Selbsttätigkeit. Also: lasst die Kinder wieder selber Erfahrungen machen mit ihrer Welt, in ihrer

Welt. Verhelft ihnen dazu, aber lasst sie selber Erfahrungen machen. D.h. Lernen durch Erfahrung. Das zweite, das Problem der Ganzheitlichkeit. Ganzheitlichkeit heißt, der Mensch soll als ganzer Mensch Erfahrungen machen. Er muss also mit all seinen Sinnen und mit seinem Leib und mit seiner Bewegung, der Mensch muss sich sensomotorisch in seiner Welt orientieren. Und wir haben das dritte: das ist die Individualität. Es gibt nicht einen Lernweg, sondern es gibt Lernwege. Und diese Lernwege haben eine Lerngeschichte. Ich muss dem anderen in seiner individuellen Lerngeschichte Rechnung tragen. Und die hat natürlich viele Faktoren.“

Jede der reformpädagogischen Schulen hat diese drei Säulen humanen Lernens anders verziert, mal dem einen, mal dem anderen Aspekt die tragende Statik im eigenen Theoriegebäude zugewiesen. Hatte Pestalozzi das ganzheitliche Lernen mit Herz, Hand und Hirn betont, so entdeckte Maria Montessori die sensiblen Phasen für unterschiedliche Lernebenen während des Wachsens und entwickelte spielerische Arbeitsmittel, an denen die Schüler und Schülerinnen eigenständig und ohne Notendruck lernen. Während Celestine Freineit das selbstbestimmte Lernen betonte, die offene Schule und die Bedeutung sozialer Lernprozesse betonte, konzentrierte sich Rudolf Steiner auf die Psychologie des kindlichen Weltbildes, das Lernen durch Erfahrung, Bewegung und Kreativität. Während Peter Petersen diese Ansätze ergänzte durch die Betonung regelmäßiger Feste und dem altersgemischten Lernen in Stammgruppen, experimentierten Männer wie Paul Geheeb in Landschulheimen mit Projektunterricht, und der Kombination von schulischer und handwerklicher Ausbildung. Das sind jetzt verschiedene Perspektiven auf Möglichkeiten des ‚freien Lernens‘. Aber man kann durchaus behaupten, dass sich im ‚Lernen in der Natur‘ alle diese Säulen quasi wie von selbst ergeben. Was verändert sich dann am Lernen?

Zunächst wird der Unterricht durch zusätzliche Lernziele ergänzt, die meist jenseits der Abprüfbarkeit liegen: Soziales Lernen, Selbstvertrauen, Flexibilität, Kreativität und die Entwicklung der Persönlichkeit. Statt wie in der Vergangenheit letztlich auf Gehorsam und Disziplin zu drillen, kommt Kritikfähigkeit, Entscheidungsfreudigkeit, Verantwortung und das Mitdenken fürs Ganze ins Zentrum des Lernens. Hartmut v. Hentig, Deutschlands wohl berühmtester Reformers, fasst zusammen:

„Heute müssen wir lernen: Zuhören, Beobachten, aufmerksam sein - weil sich ja alles ändern kann - sich eine eigene Meinung bilden, aus der Meinung eine Überzeugung, an der Überzeugung nicht kleben, Verständigung suchen, Verantwortung, Verlässlichkeit, Vernunft.“ Im Mittelpunkt des Ganzen aber steht:

Schule soll Spaß machen, Lernen Lust machen, der Gegensatz zwischen Spiel und Arbeit verschwinden. Ob man jetzt Lust, Freude, Neugier dazu sagt - im Grunde etwas, wo keine Aufforderung dazu notwendig ist, wo kein Belohnungsanreiz, sondern wo etwas so eine pure Energie entwickelt – dann gelingt lernen. Lernen - das weiß jeder aus eigener Erfahrung - macht Spaß, wenn es von innen kommt, wenn die Neugier uns treibt und das neue Wissen unser Leben ganz praktisch ergänzt. Moderne Lerntheorie macht sich diese Erfahrung in den Begriffen der „Selbststeuerung“, der „Selbstregulation“ und „freien Aktivität“ zu Nutze.

Dahinter steht die Erkenntnis, dass der Mensch, der von innen heraus handelt, keine Erziehung braucht, sondern sich „selbst macht“. Statt Wissenspakete aufzuzwingen, ist die Rolle des Lehrers dann, entsprechend dem Entwicklungsstand jedes einzelnen Lernenden Angebote bereitzuhalten, Lernumgebungen vorzubereiten, allenfalls beim Selbermachen zu helfen und für Fragen zur Verfügung zu stehen.

Die moderne Hirnforschung gibt diesem radikalen Ansatz recht. Das Gehirn braucht zum Lernen bestimmte Hormone, die bei Stress und Angst nicht ausgeschüttet werden, entdeckte Frederik Vester. Lernfähigkeit und Persönlichkeit bilden sich, wenn Stufe für Stufe neuronale Felder im Gehirn entstehen, die handelnd und selbsttätig mit Erfahrung gefüllt werden, so der amerikanische Forscher Joseph Chilton Pearce. Lernen geschieht im Prozess der Vernetzung, indem alles Neue auf vorhandene Strukturen aufbauen muss, die bei jedem Menschen anders aussehen.

„Lernen verläuft nicht, indem man einen Stein auf den anderen setzt,“ sagt Wiesbadens ehemalige Schulleiterin Enja Riegel, „sondern indem Erinnerungsspuren von ganz wichtigen exemplarischen Beispielen gelegt werden. Und da ist es wichtig, dass die Schüler nicht nur 500 Seiten lesen, sondern dass sie vor allen Dingen mit ihren Händen, mit ihrem ganzen Körper, ihren Sinnen beteiligt sind und auch emotional etwas damit zu tun haben, was man da entdecken kann, was es für einen selber bedeutet.“

Gerald Hüther, Deutschlands im Moment wohl populärster Neurologe, vermittelt diese Einsicht mit einem schönen Beispiel wenn er sagt, dass wider aller Theorien vom eingeschränkten Lernen in fortgeschrittenem Alter auch ein Neunzigjähriger spielend leicht Chinesisch lernen kann. Aber eben zum Beispiel dann, wenn er sich in eine Chinesin verliebt hat, Wenn, um Enja Riedels Kriterien erfolgreichen Lernens zu wiederholen, Menschen „*mit ihrem ganzen Körper, ihren Sinnen beteiligt sind und auch emotional etwas damit zu tun haben, was man da entdecken kann, was es für einen selber bedeutet!*“

Wir können also bis hierhin festhalten, dass das ‚Lernen in der Natur‘ heute, über das wir menschheitsgeschichtlich so unendlich viel gelernt haben, kein Salto

rückwärts in die Steinzeit bedeutet, sondern viel mehr mit der Essenz moderner reformpädagogischer Lerntheorie übereinstimmt und das scheinbar erfolgreichste Lernsetting überhaupt bietet.

Der Neurologe Gerald Hüther hat in seinen Forschungen darüber hinaus festgestellt, dass unser menschliches Gehirn eben ein enorm plastisches Organ ist, dass sich nicht über nacktes Faktenwissen entwickelt, sondern fast vollständig über Erfahrungen aufbaut. Er sagt: „Da ist so gut wie nichts festgelegt durch irgendwelche genetischen Programme, sondern alles wird während der Kindheit aus den dort gemachten Erfahrungen im Hirn verankert. Erfahrungen werden gewissermaßen zu Strukturen, zu Verschaltungsstrukturen im Hirn.“ Lernen braucht also möglichst viel – wie wir gehört haben – sinnliche, ganzheitliche Erfahrung, die so unmittelbar wie möglich sein sollte. Hüther sagt weiter: „Wir sind nicht nur rational denkende Wesen, wir haben auch Gefühle. Und Gefühle sind gewissermaßen das Instrument mit dem das Hirn interagiert. Und mit Hilfe unserer Gefühle sind wir dann in der Lage, Dinge, die eigentlich hochkomplex sind, auf das Wesentliche zu fokussieren. Nur das Wissen, womit wir wirklich etwas anfangen können, ist bedeutsames Wissen.“ Und schließlich sagt er: „Das ist die neue Überraschung, die aus der Hirnforschung kommt: Das Gehirn wird nicht so, wie man es benutzt, sondern es wird so, wie man es mit Begeisterung benutzt.“

Auch hier liegt es nahe, anzunehmen, dass das Lernen in der Natur mehr als die meisten anderen Lernsettings eines ist, wo wir mit vielen komplexen Gefühlen in Kontakt sind. Rolf Haubl, Psychologe, Leiter des Frankfurter Sigmund Freud Instituts und Autor des Klassikers ‚Kind und Natur‘ sagte mir im Interview:

„Der Gang in die Wildnis kann die Anästhesie aufheben, mit der wir durch die Welt gehen. Denn er vermittelt die Erfahrung

von ‚Entschleunigung‘, die als Beruhigung erlebt wird und dadurch Kontemplation ermöglicht. So trägt Stille dazu bei, unsere Fixierung der Wahrnehmung auf die visuellen Reize der Außenwelt zu lockern. Infolge beginnen wir, unsere eigene Wahrnehmung wahrzunehmen. Zum Beispiel wahrzunehmen, wie uns unser dominantes und um Kontrolle bemühtes Sehen dazu nötigt, unscheinbare Gewächse zu übersehen, das Murmeln eines Baches zu überhören und den Geruch sonnenbeschienenen, modernden Holzes nicht zu riechen. Dies verändert unsere Aufmerksamkeit. Im besten Fall gelingt die Reintegration unserer fünf oder mehr Sinne, was unser gesamtes Wahrnehmungsfeld erweitert und emotional intensiviert.

Und wer Kinder, Jugendliche oder Erwachsene beim ‚Lernen in der Natur‘ beobachtet, kommt nicht umhin, Begeisterung im Tun wahrzunehmen. Begeisterung führt im Hirn dazu, dass die emotionalen Zentren im Mittelhirn aktiviert werden. Diese emotionalen Zentren beschreibt die Neurologie als Zellgruppen mit langen Fortsätzen, die immer dann, wenn sich der Mensch für etwas begeistert, neuroplastische Botenstoffe ausschütten. Begeisterung sollte man sich vorstellen, wie ‚Dünger fürs Gehirn‘, weil sie die dahinterliegenden Nervenzellen dazu anregen neue Eiweiße herzustellen, mit denen neue Membranen, neue Fortsätze und neue Verknüpfungen entstehen. Lernen braucht Begeisterung. Lernen ohne Begeisterung ist kein nachhaltiges, bleibendes Lernen, sondern verbindet sich eher mit Stressmustern und verschließt die emotionalen Zentren – verhindert Begeisterung!

Was aber braucht es aus der Sicht der Neurologie, um ‚Begeisterung‘ hervorzurufen? Was nährt uns so, dass wir ‚begeistert‘ sind. Die moderne Neurologie sagt, dass wir dann begeistert sind, wenn unsere tiefsten menschlichen Bedürfnisse angestoßen werden. Und was sagt die Neurologie dazu? Noch einmal Gerald Hüther:

„Die aller ersten Grunderfahrungen, mit denen wir auf die Welt kommen – die sozusagen auch tief im Hirn als implizites Wissen, als implizite Erfahrungen verankert worden sind – die sind eigentlich ganz banal: Erstens, wir sind alle gewachsen. Und daraus entsteht dann diese Erwartungshaltung, mit der jedes Kind auf die Welt kommt, dass es da irgendwie auch möglich ist, weiterzuwachsen – über sich hinaus zu wachsen, Kompetenzen sich zu erwerben und am Ende autonom und dann auch frei zu werden. Und die andere basale Erfahrung, die wir alle schon vor der Geburt gemacht haben, ist Verbundenheit. Wir waren alle mal aufs Engste mit einem anderen Menschen verbunden und kommen auf die Welt in der tiefen Überzeugung – ja man könnte sagen mit der Erwartungshaltung, der Sehnsucht – dass das da draußen so weitergeht. Dass wir auch wieder Verbundenheit fühlen, Geborgenheit bekommen und dass wir irgendwo dazu gehören dürfen. Das sind diese beiden Grundbedürfnisse oder Sehnsüchte, die uns durchs Leben führen: Die Suche nach Geborgenheit und Nähe und Verbundenheit auf der einen Seite. Und die Suche nach Autonomie und Freiheit auf der anderen Seite.“

Wir sind, so glaubt die Neurologie, bewusst oder unbewusst ununterbrochen damit beschäftigt, Situationen zu kreieren, wo diese zwei Grundbedürfnisse erfüllt werden. Und müssen uns doch meistens mit Ersatzbefriedigungen zufrieden geben, die eher schmerzhaft sind.

Und deshalb wird der Hunger nach diesen Ersatzbefriedigungen immer größer – und wir haben im Augenblick ja auch eine ökonomische und gesellschaftliche Situation, in der im Grunde genommen lauter Ersatzbefriedigungen angeboten werden.

Diese Erfahrungen von Freiheit, von Verbundenheit, von Wachsen brauchen Spielräume. Diese Spielräume sind die Spielwiese, auf der Menschen tatsächlich unge-

zwungen und ohne Druck und ohne Angst ausprobieren können, was in Ihnen eigentlich alles angelegt ist, wozu sie eigentlich alles fähig sind. Und dann können sie sich über all das, was im Spiel aus ihnen herauskommt, begeistern. Diese Spielräume sind fraglos am ehesten in der Natur geboten. Was bietet die Natur anderes an, als sich gleichzeitig verbunden und frei zu fühlen und zudem im Kontakt zur Natur bedeutungsvolle Erfahrungen zu machen.

Wer sich in die Natur begibt, und dafür werden sie hier an dem Wochenende unter anderem wunderbare Möglichkeiten bei den ‚Schwellenwanderungen‘ der initiatorischen Naturarbeit bekommen, erfährt fast unmittelbar emotionale Nahrung in dem Gefühl, der Emotion der Wahrnehmung von Verbundenheit. Jener Verbundenheit, die man uns ausgedreht hat in einer Lernwelt, die behauptet, wir seien etwas anderes als Natur, die uns lediglich als Umwelt umgibt, von der wir aber nicht als Mitwelt integraler Teil sind. Und wie sehr bietet Natur in dieser Wiederentdeckung tatsächlicher Verbundenheit die Grundlage für Begeisterung, für Freude, für volle sensorische Sinnlichkeit, für Sinnhaftigkeit. Und wir erfahren uns in der Natur als frei und autonom, Wahrnehmungen, für die der durchorganisierte Takt des Lebens in der globalisierten Wachstumsgesellschaft kaum Räume bereitstellt. Der Ruf nach Freiheit und Autonomie spiegelt sich fast nur noch wieder in unseren Medien und Filmwelten oder in den Reizbildern der Werbung – beides wiederum Ersatzbefriedigungen, die weitere Löcher hinterlassen, die wir im Konsum der versprochenen Waren zu stopfen suchen.

Das deutlichste Bild für die Erfahrung von Verbundenheit und Wachstum in Freiheit und Autonomie liegt vielleicht noch im Potential erfüllter Liebesbeziehungen – da könnte es gehen: Verbundenheit, Wachstum und Freiheit. Aber all zu oft verstricken wir uns in Co-Abhängigkeiten, weil wir abgetrennt vom Ganzen im geliebten Gegenüber die Verbundenheit suchen, die uns selbst verloren gegangen ist. Auch hier

gilt es vielleicht, Verbundenheit zuallererst in der Natur zu suchen, von der wir wie alles andere, Teil sind. Und aus dieser Verbundenheit heraus in die Liebe zu gehen, statt sie von Partner oder Partnerin zu erwarten, die davon überfordert sind, weil sie ja das gleiche suchen.

Es scheint, als würde in der Wiederentdeckung des ‚Lernens in der Natur‘ eine ganz wichtige Ergänzung liegen, uns an die tiefe Verbundenheit mit dem ‚Netz des Lebens‘ zu erinnern. Eine Erinnerung, die Antwort gibt auf die existentiellsten Grundbedürfnisse, mit denen wir auf die Welt kommen. Denn die schulische und universitäre Ausbildung liefert das kaum, sie grenzt uns eher ab, schließt uns aus, lässt uns selten Freiheit und Wachstum und fast nie Verbundenheit erfahren.

Darin könnte auch ein Auftrag liegen für die Pädagogik: Das Lernen in der Natur in seiner Kraft und Bedeutung zu erkennen und so oft wie es nur geht zu nutzen. Das gilt für die konventionelle Pädagogik, die lebensferne Kunstwelten in Schulen entstehen lässt und wo sich der Bezug zur Natur auf ausgestopfte Igel und aufgespießte Schmetterlinge beschränkt. Das gilt aber auch für die Reformpädagogik, die zwar das Leben in die Schule hereinnehmen will, aber viel zu selten daran denkt die Schule in das Leben und vor allem die Natur herauszutragen. Wohl auch, weil sich die Pädagogik – ob konventionell oder reformistisch – so schwer tut, die Natur als Lernort zu nutzen, haben sich überall hierzulande so genannte Naturschulen gegründet.

In den letzten 20 Jahren sind in Deutschlands Westen und Osten, in der alpinen Schweiz und in Österreich zahllose private Wildnis- und Naturschulen entstanden. Wer bei einer derartigen Einrichtung jedoch an ein konventionelles Schulgebäude denkt mit Bänken und Tischen, Tafeln und Noten, ist auf dem Holzweg. Diese Schulen sind im Freien. Die ‚Lehrer‘ gehen mit

ihren Schülern und Schülerinnen dahin, wo die Leute einen direkten Bezug zur Natur haben können.

Naturschulen, deren Vertretern sie auch hier begegnen können, entziehen sich einer einfachen Definition. Rund hundert derartige Einrichtungen sind in den letzten Jahren entstanden. Sie heißen „Outdoor Team“, „Bergsport-Schule“, „Wildnisschule“, „Survival-Schule“, „Wildniswissen“, „Praxisfeld“ und „Forest-runner“, „Waldschrats-Adventure“ oder „Wilderness Education“. Hinter den „Naturlehrern“ können kommerzielle Firmen stehen, gemeinnützige Vereine oder auch freie Anbieter, die im Spartenprogramm der Volkshochschulen ihre Angebote machen. Worin sich alle Naturschulen und Wildnislehrer und Lehrerinnen gleichen, ist ihr Angebot an unmittelbaren Erfahrungen in der Natur. Das reicht von teuren Wildnistrips in den Regenwald des Amazonas oder den wilden Norden Kanadas bis zu naturkundlichen Grundkursen in der Tradition der Pfadfinder im Forstwald nebenan. Die Zielgruppen sind weit gestreut: Zwischen acht und achtzig ist jeder willkommen. Von Großstadtkindern bis zu gestressten Managern, von Vogelfreunden bis zu Kindergärtnerinnen, die sich fortbilden wollen, wird jedem was geboten. Auch die Arbeitsbereiche dieser boomenden Branche könnten unterschiedlicher nicht sein: das reicht von Kursen zur Bestimmung von Wildpflanzen über Extremsportarten wie Rafting, Wildwasserfahren und Klettern bis zur stillen Naturmeditation oder dem einsamen Fasten in menschenleeren Gebieten. Da gibt es einerseits die Technik-Fetischisten, die mit schwerem Gepäck voller High-Tech und Astronauten-Nahrung die ganze Zivilisation im Super-Rucksack durch die Wildnis schleppen und andererseits die Steinzeit-Idealisten, die ohne Feuerzeug, Schlafsack und Zelt, nur mit dem Messer bewaffnet die Hingabe an das Wilde üben. Auch der geistige Hintergrund könnte unterschiedlicher nicht sein: Die Palette zeigt schwärmerische

Romantiker und gesellschaftskritische Naturphilosophen, selbsternannte Schamanen wie akademisch geschulte Erlebnispädagogen, sensible Naturfreunde wie durchgedrehte Rambos, die im Wald mit Farbpatronen den Endkampf nach dem Atomschlag inszenieren.

Da tun Qualitätskriterien not! Maßstäbe sind dringend erforderlich, um teuren Schnickschnack, gefährliche Grenzerfahrungen und ideologisch gefärbte Kriegsspiele abzugrenzen von intensiver Naturerfahrung und dringend benötigter Ökopädagogik, die dabei helfen kann, anders als bisher, die Natur nicht länger zu zerstören. Denn obwohl das Problembewusstsein in Punkto Naturschutz so hoch ist wie noch nie, verhalten sich nur wenige entsprechend der hehren Ideale. Während niemand mehr etwas hören will von strengen moralischen Appellen, ist der Boom der Naturschulen doch auch ein eindeutiger Hinweis auf eine enorme Nachfrage, auf andere Weise einen Weg „zurück zur Natur“ zu gehen – und irgendwie tiefer Kontakt aufzunehmen und aus einem tieferen Verbundensein auch eine neue ethische Haltung zur Natur entstehen zu lassen.

Wenn der Versuch der Wiederanknüpfung nur ein modischer Impuls wäre, könnte man ihn ignorieren. Doch der Boom der Naturschulen liegt in einem größeren Trend: Aus der einstigen „Feindin Natur“ ist in vielen Disziplinen längst eine Lehrerin geworden. Techniker der Bionik schauen sich immer genauer die kreativen Lösungen der Natur ab. Und die Grundlagenforschung beschäftigt sich seit langem mit der Frage, wie die Natur eigentlich lernt. Und manche dieser Erkenntnisse haben eine große Relevanz für unsere Art zu lernen, sagt Friedrich Cramer, bis kurz vor seinem Tod emeritierter Direktor des Max Planck-Instituts für experimentelle Medizin.

„Die Natur lernt in der Evolution. Die Regeln stehen fest, aber der Ausgang ist ungewiss. Oder der Ausgang hat mehrere Möglichkeiten. Das heißt, man muss eigentlich nicht so sehr feste Inhalte lehren, sondern die Fähigkeit sich anzupassen, die Fähigkeit neues aufzunehmen, die Fähigkeit auch neues natürlich hervorzubringen. Man muss an Objekten lernen, man muss miteinander lernen, man muss eine Art dynamisches Lernen praktizieren.“ (...)

So wie die Natur mit Lösungen spielt, versucht es auch die Wildnis- Pädagogik. Am Vorbild der Natur wurde das exemplarische Lernen entwickelt, dass nicht auf Quantität, sondern auf die Qualität der Lernerfahrung setzt. Die sich selbst organisierenden Lernprozesse der Natur wurden umgesetzt in pädagogische Ansätze, die darauf setzen, dass auch Kinder ihre Lernschritte eigenständig organisieren können. Ebenso wenig wie die Natur sich durch schiere Wissens-Menge verändert, sollen auch beim menschlichen Lernen Erinnerungsspuren an wichtigen Beispielen gelegt werden. Und die Ziele und Inhalte des Lernens sind dann selbstverständlich andere, als beim Lernen in den vier Wänden eines Klassenraums.

„Was wir lernen können, ist Vielfalt“, sagt zum Beispiel Michael Wörne von der Naturschule Freiburg: „Das es nicht darum geht, möglichst gleich anderen zu sein, sondern jeder Baum, jedes Wesen hat seinen unterschiedlichen Charakter und für alles ist irgendwo ein Platz da. Dann können wir lernen, dass es wenig ganz gerade Sachen gibt, sondern das Verschnörkelte, das Krumme, die Umwege. Die Natur nimmt kaum einmal einen direkten Weg zum Ziel. Unwahrscheinlich viele Formen und Farben gibt es stattdessen. Das ist was, was sich in die Welt der Menschen übertragen lässt, wo bei uns eher andere Werte im Vordergrund stehen.“

Und nicht selten sind die Erfahrungen gar nicht unmittelbar nützlich, haben aber eine

große Wirkung auf unser Verhalten, auf unsere Gefühle, auf unser Selbstbild: Zum Beispiel das Feuermachen:

Ein Waldstück irgendwo südwestlich von Berlin. Feuermachen ohne Streichhölzer erfordert etwas Ausdauer. Dabei sieht es ganz einfach aus. Sybille Hagenbach von der „Naturschule Achillea“ schnitzt aus einem Holzstück, Feuerbrett, Spindel und Handbrett und baut einen Bogen. Mit dem Handbrett presst sie die Spindel auf das Feuerbrett und dreht die Bogensehne einmal um die Spindel. Dann zieht sie mit aller Kraft den Bogen so hin und her, dass sich die Spindel in das Feuerbrett hinein fräst und immer heißer wird. Und dann, sobald Glut entsteht und ganz leicht Rauch zu riechen ist, nimmt sie den vorbereiteten Zunder aus zerfaserter Rinde, schiebt die nun glühenden Holzkohle-Körnchen darauf, führt sie an den Mund, bläst hinein – und das Feuer brennt. Und dann beginnt das große Basteln, Sägen und Schnitzen. Drei, vier Stunden brauchen manche, um wie unsere Vorfahren Feuer zu machen. Es ist ein harter Job, Muskelkaterarbeit. Doch die Mühe wird von einer Erfahrung belohnt, die keiner mehr vergessen wird und uns verbindet mit Vorfahren aus der dunklen Vergangenheit: Feuer.

„Dieses Erlebnis, das ist so groß, das man auf einer tiefen Ebene spürt: Ich bin unabhängig“ sagt Sybille Hagenbach: „Ich könnte vielleicht irgendwo unabhängig sein von dieser ganzen Zivilisation. Und das ist eine ganz wichtige tiefe Erfahrung.“

Lernziel: Unabhängigkeit. Für den arbeitslosen Jugendlichen aus den Hochhausburgen des Berliner Wedding kann diese existentielle Erfahrung ganz neue Perspektiven eröffnen. Kinder, Jugendliche und Erwachsene sollen lernen, sich mit möglichst wenigen Hilfsmitteln in der Natur zu bewegen, sich von ihr zu ernähren und an ihr zu orientieren, ohne sie zu stören oder zu zerstören. Da werden einfache Schutzhütten gebaut und Wildpflanzen gesammelt, die Intuition geübt und Wahrnehmung ge-

schärft. Was nach simplen Pfadfinderspielerien klingt, hat tiefgehende Wirkungen.

Im Mittelpunkt des Lernens stehen nicht das Ergebnis, sondern der Prozess, nicht das fachliche, sondern die persönliche Kompetenz: „Das ist eine ganz andere Definition von Lernen: es geht um Lernen durch Erleben, und zwar durch handelndes Erleben, Lernen durch Handeln“ sagt Jürgen Sandmann, Professor an der Pädagogischen Fachhochschule in München: „Also nicht über den Kopf gesteuerte Wissenserwerbungen sondern durch das praktische Tun gewonnene Erkenntnis. Die Erfahrung entwickelt die Persönlichkeit. Der Prozess ist eigentlich das Ziel - also Dinge zu bewegen und auszulösen, die neue Erkenntnisse bei den Betroffenen hervorrufen.“

Solche Lernziele an einer Naturschule sind für normal ausgebildete Pädagogen und Lehrer ziemlich ungewohnt. „Es geht nicht nur darum, die Dinge benennen zu können, sondern auch Zusammenhänge zu verstehen“, erklärt Matthias Wörne von der Freiburger Naturschule: „Es geht auch darum, die emotionale Ebene und einen gefühlsmäßigen Bezug zu kriegen, Zuneigung, Liebe ist ein ganz wichtiger Aspekt, Freude, Genießen, das draußen sein. Da macht was mit mir. Das legt wieder unserer Meinung nach die Grundlage für einen anderen Umgang mit der Natur, die uns umgibt. Das Lernziel ist Einfühlsamkeit, sich einlassen auf das, was mir begegnet draußen. Es ist ein Miteinander, es geht auch darum, nicht in eine Konkurrenzsituation zu gehen, sondern Natur als Partner zu sehen, mit ihr in einen Dialog einzusteigen. Lernziel ist auch, sich selber zu reflektieren. Das heißt, auch ein Bewusstsein dafür zu kriegen, was prägt mich, wo sind meine Kontaktpunkte zur Natur, was ist mir ganz wichtig und was möchte ich anderen weitergeben. Da geht es jetzt nicht darum möglichst viele Arten zu kennen, sondern erst mal Spaß dran zu finden, Interesse zu wecken und Staunen über die Dinge.“

Neue Lernerfahrungen aber werden überall geboten: Statt rationalem Begreifen rücken in der Natur Gefühle und Intuition in den Vordergrund. Statt vorgefertigter Lösungswege gibt es draußen meist tausend Wege zum Ziel. Statt stillem Sitzen und aufmerksamem Zuhören sind Bewegung und eigene Kreativität gefragt. Statt abgepackten Wissenshäppchen reizt an der natürlichen Umgebung der Zufall, das Nicht-Planbare, das Unorganisierte. Und statt die Welt aus zweiter Hand sicher und mit warmen Füßen aus Büchern oder mit Hilfe des Fernsehens zu entdecken, bietet die Naturerfahrung Grenzüberschreitungen an: Nächte im dunklen Wald, Spaß bei extremen Wetterbedingungen, und ein Gewinn an Selbstvertrauen durch die Bewältigung schwieriger Situationen und Herausforderungen.

Was die traditionelle Pädagogik jedoch verwirrt, ist die scheinbare Trennung zwischen Methodik, Inhalt und Lernerfolg, die fast alle ökopädagogischen Ansätze kennzeichnet. Zwar geht es vordergründig um sinnliche Erfahrung, wenn man mit aufgestellten Ohren nachts den Wald durchquert, barfuß über spitze Steine balanciert oder nach Art eines Bären auf allen Vieren über die Wiese läuft. Doch eigentlich geht es darum, Fremdes vertraut zu machen, weil wir nur schützen, was wir lieben. Zwar lernt man hier, wie man sich bei einem plötzlichen Wettersturz im Gebirge eine Schutzhütte baut, doch die Lernziele dabei sind Unabhängigkeit und Souveränität. Zwar erfährt man, welche Wildkräuter eine schmackhafte Suppe ergeben, doch eigentlich geht es darum, Grundvertrauen zu gewinnen, Dankbarkeit zu empfinden und nicht länger gegen die Natur zu kämpfen.

Im Zentrum des Lernens in der Natur steht also oftmals die Wiederentdeckung existentieller Erfahrungen, die in der technisierten Welt überdeckt und verschüttet worden sind. Da geht es mehr darum, den ganzen kulturellen Überbau wieder zu verlieren, anstatt neue Informationen, Methoden und Tricks noch obenauf zu setzen.

Die Achse, um die sich alles dreht, lautet Rückbindung. Rückbindung an das Wissen unserer Vorfahren, aus der unsere Kultur erst langsam erwuchs. Rückbindung an eine feinere Wahrnehmung, die durch Medien, Lärm und Informationsfluten verstopft wurde. Rückbindung an eine Art des Menschseins, die sich biologisch in den letzten 20.000 Jahren nicht verändert hat. Rückbindung schließlich an eine Natur, von der Mensch ein integraler Teil ist.

„Wir grenzen uns auch bewusst von dem Begriff Umweltpädagogik oder Umwelterziehung ab“, sagt Matthias Wörne von der Naturschule Freiburg: „Denn dort gilt ein Weltbild, wo der Mensch im Zentrum und alles andere um ihn rum ist. Und wir verstehen die Natur oder die Wesen der Natur als Mit-Welt. Mitwelt drückt sich durch eine Partnerschaft, eine Gleichwertigkeit aus. Man sollte eigentlich von Mitwelt-Pädagogik reden. Das wird explizit kaum zum Thema, aber das ist der Hintergrund, dass es uns schon darum geht, da ein anderes Weltbild zu stiften.“

Damit sind wir an der Basis dessen angekommen, was ‚Lernen von der Natur‘ will. Im Kern geht es um Erfahrungen, die darauf abzielen, ein neues – oder aber uraltes – Weltbild zu befördern: Von einer Wahrnehmung der Um-Welt zu Mit-Welt zu kommen, sich tief anzubinden, rückzubinden. Das ist eine psychologische Komponente, die wir als Wurzel gesellschaftlicher Fehlentwicklung so sehr vergessen haben, dass wir sie kaum zu vermissen scheinen – obwohl ihr Mangel doch so viel seelischen Schmerz und Depression hervorruft und ihre Fülle soviel Gesundheit und Glückserfahrung vermittelt. Wir wissen in unserer Pädagogik nur ganz ganz wenig wie es geht, Erfahrungen von Verbundenheit zu generieren. Aus diesem Grunde sind die Lehrer in den Wildnisschulen weltweit auf die Suche gegangen und tatsächlich bei den angeblich so primitiven indigenen Jäger- und Sammlerkulturen fündig geworden. Den Yanomamis in Brasilien, den

Aborigines in Australien, den Buschleuten der Kalahari.

Ihre Form des Lehrens und Lernens, oft ‚Coyote-Teaching‘ genannt, wird heute respektvoll wiederentdeckt und prägt immer öfter gute Naturschulen. Der wilde Coyote ist – wie bei uns der Fuchs – eine Metapher für Ironie, List und Schlaueit, die aus dem Verborgenen kommt. Wir sind ganz zu Anfang meines Vortrags auf diese Methode gestoßen, als es um Lernen ohne beantwortete Fragen ging, um die Forschung an den Mäusen und wie sie sich verhalten, wenn Eulen in der Nähe sind ...

Coyote-Teaching zielt darauf ab, Menschen im Netzwerk der Natur heimisch zu machen. Es bedeutet, ihnen dabei zu helfen, so viel wie nur irgend möglich in seiner Vernetzung zu erkennen und sich selbst als fühlendes, reflektierendes, bewusstes Menschwesen im Mittelpunkt und Zentrum dieses Lebensnetzes wahrzunehmen. Jon Young erklärte mir, wie er als Mentor einen Schüler an einem windigen Tag heraus zum Angeln schickt und sich eher nebenbei abends berichten lässt, welche Erfahrungen der Schüler gemacht hat. Erzählt er vom Wasser und Sonnenschein, fragt ihn Jon Young nach den Geräuschen der Vögel und ihrem Flug im Wind, die bei diesem Wetter immer da sind. Der Schüler hat den Wind und die Vögel noch nicht im Fokus seiner Aufmerksamkeit, also wird er, wenn er das nächste Mal hinausgeht, darauf achten und mit seiner Aufmerksamkeit Beziehungsfäden zum Wind und den Vögeln aufnehmen. Ziel ist die ‚full sensory perception‘, der bewusste Einsatz aller Sinne, um die Natur in ihrer Vernetzung und Reaktionsfähigkeit, in ihrer Geschichte und Lebendigkeit, in einem Netzwerk des Fühlens und Lebens-Sehnsucht erfassen zu können.

„Dabei geht es um einen Weg, sich mit der Natur zu verbinden“, erklärt Jon Young: „kombiniert mit der Fähigkeit Probleme zu

lösen und jener Form der Schläue, die man wahrscheinlich braucht, wenn man als Apache in der Wildnis unterwegs ist, und am Zwitschern der Vögel erkennen will, wo sich ein Feind befindet. Es geht darum, bei seinem Schüler die Neugier und Sehnsucht zu wecken dafür, sich auf eine eigene Reise zu machen. Dadurch entsteht Verbindung und Kommunikation mit dem Leben – und all diese Fäden verbinden einen mit der Welt, die um uns herum ist. Das funktioniert mit Mäusen, wie mit Sternen, mit dem Land, ja selbst mit dem Wind. Und es ändert Deine Beziehung zur Welt, wie Dich selbst: Deine Präsenz wird größer und dehnt sich aus.“

Wer mit der Welt in dieser Form verbunden ist, kennt keine Einsamkeit und in der Regel auch keine Depression, weil er ununterbrochen im Dialog mit der Welt ist und sich ausweiten kann, statt sich psychisch zusammenzuziehen. Das reicht in indianischem Verständnis bis in die Spiritualität. ‚Wakan Tanka‘, der indianische Begriff für den ‚großen Geist‘ oder ‚das Heilige‘ übersetzt sich wörtlich als der ‚Knotenpunkt aller vorstellbaren Beziehungsfäden‘. Erreicht man diesen Zustand, ist man quasi eins mit dem ‚Großen Geist‘.

Und zugleich scheint diese uralte Pädagogik wie ein Lernen, das den Menschen einbindet, ihm ein zu Hause gibt in der lebendigen Welt, ihm Achtsamkeit, Rücksicht und Liebe lehrt. Und über das Wecken einer schöpferischen Neugier eine Begeisterung provoziert, in der das Lernen zum Spiel wird und Spaß macht, anstatt mit Angst, Leistungsdruck und Stress verbunden zu sein. Und das gilt für Jung und Alt.

Tatsächlich berichten Ethnologen von ihren Forschungsreisen in die verbliebenen Jäger- und Sammlerkulturen in aller Welt immer wieder erstaunt von einem gemeinsamen Charakteristikum: Spiel!

„Es wird ganz viel gespielt“, berichtet Gabriele Herzog-Schröder von ihren Expeditionen zu den steinzeitlich lebenden Yanomami im Regenwald Brasiliens: „Jagd zum Beispiel wird als Spiel vorweggenommen häufig. Das ist ein Riesenbohai, die werden dann wegtransportiert und gleichzeitig wird natürlich gezeigt, wie das gemacht wird. Die Kinder spielen immer auch Alltag. Und im Spiel wird vieles eingeübt.“

Spiel steht hier nicht für oberflächlichen Zeitvertreib oder Kinderkram, wie es uns die Redewendung: ‚Erst die Arbeit, dann das Vergnügen‘ vermitteln will. Diese Trennung kennen traditionelle Kulturen in der Regel gar nicht. Spiel ist eher das Grundprinzip und eine Lebenshaltung. Und das Lernen erfolgt spielerisch, weil das Leben ein Spiel ist.

„Wenn wir Jäger- und Sammler-Gesellschaften untersuchen, dann zeigt sich, dass das gesamte Fundament ihrer sozialen Existenz voll und ganz auf der menschlichen Fähigkeit zu spielen aufbaut“, sagt der Psychologe und Anthropologe Peter Gray: „All diese Gesellschaften haben ähnliche Charakteristika: Sie sind enorm kooperativ, kennen kaum Hierarchien, sind mit ihren Konsensentscheidungen sehr demokratisch und kennen oft keine Chefs oder Häuptlinge, die ihnen sagen, was sie zu tun haben. All diese Merkmale finden sich eben auch in allen Formen des sozialen Spiels. Und die Kinder in diesen indigenen Gesellschaften spielen buchstäblich von Sonnenaufgang bis Untergang und entwickeln dabei pausenlos ihre Fertigkeiten – und besonders eben auch ihre Kapazitäten, miteinander umzugehen und den Regeln der ganzen Gemeinschaft zu folgen. Damit werden strukturelle Regeln des Zusammenlebens bei Jägern und Sammeln im Spiel eingeübt“.

Das allerdings stellt so manches auf den Kopf, was wir bisher über das Lernen zu wissen meinten. Stimmen die Thesen der Anthropologen und Spielforscher, dann

liegt an der Wurzel aller Kultur das Spiel. Dann haben Menschen über 99 Prozent ihre Gattungs-Geschichte gelernt, indem sie spielten. Das stellt auch all das in Frage, was wir in der Gegenwart mit dem Begriff der ‚Erziehung‘ verbinden. Dann geht es gar nicht darum, den Nachwuchs mit Geschick oder Gewalt zu ‚formen‘ und zu züchten.

“Wir benutzen ja eigentlich Metaphern aus der Landwirtschaft, ergänzt der amerikanische Forscher Peter Gray, „wenn wir Kinder ‚aufziehen‘ wie Tomaten oder ‚trainieren‘ wie ein Pferd. Diese Begriffe entstehen aus einer Kultur, welche die natürliche Welt um uns herum kontrollieren und formen will. Und sind Kinder nicht ein Stück Natur wie Blumen, die sich entfalten? In der Welt der Jäger und Sammler sind Tiere und Pflanzen frei und leben ohne Kontrolle ihr eigenes Leben. Und das gleiche trifft bei ihnen für die Kinder zu. Sie sind freie Wesen, die spielend heranwachsen, ohne dabei geformt zu werden. Und es funktioniert: Die Kinder wachsen gut auf, lernen enorm viel und entwickeln keine der psychologischen Probleme, Angstneurosen, Stresssymptome und ADHS und all die Sachen, um die wir uns heute als Eltern sorgen.“

Was folgt nun aus der Forschungsreise in die tiefe Geschichte des Lernens? Es wird deutlich, dass jenseits von Pisa-Tests und Leistungsstress geschichtlich über Jahrtausende auch ganz andere Vorstellungen vom Lernen existierten. Doch sie waren so hinter Spiel und Spaß, Imitation und Geschichten verborgen, dass wir sie gar nicht erkennen konnten. Was aber können wir nun von den faszinierend einfachen Methoden des indigenen Lernens lernen?

Wir können sie nicht einfach kopieren, weil wir in einer anderen Welt leben. Aber wir können von ihnen lernen, weil dieses Wissen auch unsere eigene Geschichte ist, die wir an jedem Kind wiederentdecken können.

Die Wildnispädagogik und das ‚Lernen von der Natur‘ ist aus der Nische der Waldschrute und auch der schwärmerischen Romantik oder reduzierten Esoterik herausgetreten. Das kann man an dieser vielfältigen Tagung sehen, an Hunderten von Naturschulen aber auch an einer ganzen Reihe von Büchern von renommierten Psychologen wie Rolf Haubl (Kind und Natur), oder Pädagogen wie Andreas Raith und Armin Lude (Startkapital Natur. Wie Naturerfahrung die kindliche Entwicklung fördert). Auch fördert die konservative Deutsche Bundesstiftung Umwelt mittlerweile Wildnisbildung als neue Chance für die Bildungsarbeit (Wildnisbildung. Neue Perspektiven für Großschutzgebiete). Auch mehr auf traditionellen Umweltschutz konzentrierte Naturschutzverbände erkennen den Wert der Wildnis und geben radikale Ratgeber heraus, die sich am alten Wissen orientieren (WWF ‚Natur verbindet! Lernen in und mit der Natur‘).

Wir können aus der neuen – und sehr alten – Perspektive kritisch auf unsere Gegenwart schauen und das Beste aus Vergangenheit und Gegenwart nehmen, um Zukunft besser zu gestalten. Das wird Ihnen an diesem Wochenende in einer breiten Palette von Erfahrungen angeboten. Ich wünsche Ihnen dabei viel Spaß, Spiel, Verbundenheit und Wachstum.